

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 130. Bydgoszcz/ Bromberg, 10. Juni 1938

Monika

Ein Schicksalsroman von Hans Ernst.

(9. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Es dauert nicht lange, da hat Monika ihre Ruhe wiedergefunden. Sie zürnt sich selbst, daß sie einen Augenblick so schwach war. Das ist ja alles ganz anders, als sie es sich da zusammengereimt hat. Hat Jakob ihr nicht gesagt, daß er über Land gehen müsse, um Holz zu kaufen. Vielleicht ist er noch gar nicht zurück und sehnt sich ebensosehr nach ihr wie sie sich nach ihm.

Sie nimmt die Kraxe wieder auf und geht weiter. Nach einer halben Stunde lichtet sich der Wald, und man kann von einer Blöße aus das ganze Tal überschauen. Friedlich hingebettet liegt das Dorf Breitbruck im Glanz der Morgensonne. Weiter hinten, zwischen den Bäumen versteckt, sieht man die roten Dächer der Sägemühle, und droben, an der Lehne, grau und trutzig den Kollerhof.

Monikas Blick ruht auf der Sägemühle. Sonderbar, wie still an diesem Morgen alles ist. Keine Säge kreischt, kein Baumstamm kollert, keine Ketten klirren. Eine richtige Feiertagsstimmung liegt über dem ganzen Besitztum. Monika erinnert sich, daß auch in früheren Zeiten, bei wenig Wassergang, die Sägemühle manchmal stillgestanden hat. Das dürfte auch jetzt der Fall sein, nachdem es in den letzten Wochen nur selten geregnet hat und die Sonne fast Tag für Tag aus einem wolkenlosen Himmel niederbrannte.

Aber auch im Dorf ist nicht der gewohnte Lärm. Kein Hammerschlag in der Schmiede, kein Wagengerassel auf der Straße. Nur die Glocken beginnen zu läuten jetzt, streng und feierlich. Als klingende Träume schwingen die Töne bis zur Höhe herauf und verhallen leise in den Echogründen des Waldes.

„Sicher ist jemand gestorben", sagt sich Monika. „Die Beerdigung wird wohl stattfinden, und darum ist diese Stille im Dorf." Kopfschüttelnd geht sie weiter und meint: „Erfahren tut man schon gar nichts da oben auf der Alm."

Eine neue Senkung verwehrt ihr jetzt den Blick zum Dorf, und später ist es eine Tannenschonung, die sich fast bis zu den ersten Häusern hinzieht.

Monika geht an den ersten Höfen vorbei. Ihre Nagelschuhe klappern ein wenig auf der harten Straße. Ein paar Kinder, die ihr begegnen, schauen der hohen Frauengestalt neugierig nach.

Da vorn ist schon der Kirchhof. Die Kirchentore stehen weit auf und der Meßner spaziert wartend zwischen den Gräberreihen auf und ab.

Den will ich fragen, wer gestorben ist, denkt Monika. Weil sie aber gerade beim Kramer vorbeigeht, fällt ihr ein, daß sie doch dem Much einen Tabak mitnehmen soll. Auf dem Heimweg denkt sie schließlich nicht mehr daran.

Das Ladenglöcklein bimmelt hell, als sie die Tür öffnet. Im selben Augenblick brausen hinter der Straßenbiegung die schmetternden Klänge einer Musikkapelle auf.

Ein kleines, halbwüchsiges Bürschlein kommt in den Laden und sagt: „Die Mutter kommt gleich, sie is grad beim Anziehen, weil sie in die Kirche muß."

„Ist schon recht", antwortet Monika und tritt inzwischen unter die offene Ladentür. Da schwenkt die Musikkapelle gerade um die Ecke. Und dahinter geht — —

Monikas Augen weiten sich. Nein, das muß eine Täuschung sein. Sie sieht nicht den endlos wallenden Zug festlich gekleideter Menschen, die folgen, sie sieht nur den einen, den sie unter Tausenden herauskennen würde, sieht ihn an der Seite eines Mädchens, das sie nicht kennt.

Wie seine Augen lachend umherblitzen, wie zärtlich er die Hand seiner Begleiterin umklammert hält. Blitzartig wird Monika plötzlich alles klar, ganz unerbittlich klar. Es ist, als sei ein Schleier vor ihren Augen zerrissen. Ihr Herz stockt plötzlich, und es ist ihr zumute, als ob plötzlich Nacht um sie würde. Sie tritt einen Schritt zurück und muß sich plötzlich am Ladentisch anhalten. Aber als sie einen Schritt die Stiege herunterkommen hört, reißt sie ihren Geist gewaltsam hoch und preßt die Lippen hart aufeinander.

Die Kramerin, schon fertig für den Kirchgang gekleidet, hat es sehr eilig, und deshalb gibt sie auch nicht Obacht, wie sehr die Hände des Mädchens zittern, als sie die Münzen für den Tabak hinzählt.

„Kommst gewiß auch auf die Hochzeit runter?" fragt die Kramerin nun ganz harmlos.

Hart auflachend starrt Monika die Frau an und schüttelt den Kopf.

„Ach so", meint die Kramerin, „ihr habt ja Feindschaft mit den Sägemüllerischen. Nun ja, das wird sich jetzt auch ändern, wenn der Jakob Herr ist."

„Nein, da ändert sich nichts." Ganz erloschen klingt die Stimme des Mädchens. „Wir haben Feindschaft mit denen auf ewige Zeiten."

Dann wendet sie sich um. Hell und freundlich bimmelt das Ladenglöcklein. Monikas Augen überfliegen die Straße. Sie ist bereits leer. Der dunkle Strom der Menschen ist hinter den Kirchentüren verschwunden. Sie wendet den Kopf über die Schulter.

„Was hat er denn für eine genommen, der — junge Sägemüller?"

„Oh, eine ganz Feine", erzählt die Kramerin geschäftig. „Wird keine da sein im Umkreis, so fein wie die. Nun ja, er hat ja allweil schon was Extras haben müssen, der Jakob. Sein Bruder, der Stefan, ist auch kommen, ja. Den Tag hätt halt die Müllerin noch erleben sollen."

Monika gibt keine Antwort mehr. Mit hastigem Schritt geht sie die Straße hinunter. Erst als sie den Seitenweg erreicht, der zum Kollerhof hinaufführt, verlangsamt sie den Schritt und blickt um sich. Kein Mensch ist weit und breit zu sehen. Es ist, als hätte das ganze Dorf heute einen Feiertag, weil der Sägemüller-Jakob heiratet.

Ja, soweit ist sie nun schon, daß sie das denken kann. „Der Sägemüller-Jakob heiratet . . ."

Merkwürdig, die Welt stürzt darüber nicht einmal zusammen. Ja, die Welt hat sich um anderes zu kümmern,

als um das Herzeleid der Menschen. Ein Morgen, wie hundert andere auch, war aus dem ewigen Strom der Zeit gestiegen und gab ihrem Leben eine schicksalhafte Wendung gegen die Zukunft hin. Noch muß die grausame Wirklichkeit gar nicht vollends zum Herzen des Mädchens gefunden haben, oder sie ist so gedankenverwirrt, daß sie die Wucht dieses Geschehens noch nicht erfaßt. Sie hat nur das leere, ohnmächtige Empfinden eines Menschen, dem plötzlich der Boden unter den Füßen weggenommen wird und der dann in einer uferlosen Tiefe und Finsternis hilflos umhertappt, ohne einen Steg zu finden, der ihn über das grausam Gegenwärtige hinwegführen könnte in eine Zukunft hinein, in der wieder Licht und Wärme und Glauben wäre.

Das ist nun des Reitmosers Heustadel, bei dem der Weg zur Sägemühle abzweigt. Hier, diesen Weg ist Jakob heute heruntergekommen, und er wird ihn heute wieder zurückgehen, mit seinem jungen Weib, nachts, wenn die Sterne glühn am Himmel. Da wird er sein Glück heimführen in die Sägemühle.

Bei diesem Gedanken fühlt sie einen Kälteschauer über ihre Schultern rieseln. Es dringt ihr bis in die Knochen hinein. Aber sie kann nicht weinen. Sie muß nur an die Zeiten denken, in denen sie sich hier verstohlen traf mit dem Sägemüllerbuben. So jung war sie noch damals, so blutjung, aber dennoch schon erfüllt und getragen von dem Glauben, daß es für sie nur ein Glück geben kann: in den Armen des Jakob Haller. Ihre ganzen Kindheitsträume waren getragen von der Erwartung einer grenzenlosen Liebe. So wie sie in allen anderen Dingen nur immer das Große sieht, so wollte sie auch in der Liebe — und gerade in der Liebe — keine Halbheit dulden und anerkennen.

Hier steht sie nun bei dem alten Heustadel, und sinnt zurück in jene Zeit, die unwiederbringlich ist. Sie wundert sich, daß sie so ruhig an dies denken kann. Ihr eigenes Schicksal wird ihr gar nicht richtig bewußt. Erst als drunten die Glocken wieder zu läuten beginnen, gibt es ihr einen Riß, und es ist ihr, als käme eine drohende Woge auf sie zu. Ganz unwillkürlich hebt sie die Arme, wie um sich zu wehren gegen das auf sie Hereinstürzende. Aber dann läßt sie die halb erhobenen Arme sinken und beginnt fassungslos zu schluchzen. Am Fuße des alten Ebereschenbaumes, an dessen Stamm eine Tafel den Weg zur Sägemühle weist, läßt sie sich nieder und vergräbt den Kopf in den Händen.

Ein leises Rascheln über ihr. Ein paar welke Blätter fallen herunter, legen sich auf ihre zuckenden Schultern. Sie merkt es nicht. Es ist, als wäre sie tot für alles, was ringsumher geschieht. Nur eines kann sie denken:

Aus . . . zu Ende . . .

Ein paar Meisen locken im Geäst über ihr, flattern neugierig um das stillsitzende Menschenkind herum und piepsen wieder . . . Vergiß, junges Mädel . . . vergiß und freu dich des Lebens . . . es bricht kein Herz an Liebe . . . vergiß . . . vergiß . . .

Es dauert lange, bis Monika sich ausgeweint hat. Mit dem durch die Tränen gelockerten Schmerz ist zugleich eine unerbittliche Klarheit über sie gekommen. Ihren ganzen Lebensweg sieht sie unerbittlich vor sich liegen. Sie weiß, was alles kommen wird. Mit Fingern wird man auf sie zeigen. So, nicht einmal einen Vater hat sie für ihr Kind? Ja, das war ja zu erwarten von der. Und die Base erst. Gott, daran mag sie gar nicht denken. Das wird Tage geben. Vielleicht wird man sie sogar vom Hof schaffen. Und sie wird auch das geschehen lassen. Ihr Leben hat ja doch keinen rechten Sinn mehr, und es könnte herzlich wenig nützen, wenn sie die Wahrheit spricht. Eine Schande würde zwar damit abfallen, sie würde zur Hälfte auf den zurückfallen, den sie einmal liebgehabt. Aber was ist das schon?

Nein, niemand soll das je erfahren. Der Vater ihres Kindes muß tot sein . . . für sie und für andere. Sie weiß seinen Namen gar nicht und hat alles vergessen, wenn man sie fragen wird.

Es ist keine Ruhe, die sie bei diesen Gedanken in ihrem Herzen fühlt. Nur eine grenzenlose Gleichgültigkeit. Sie rafft den Bergstock vom Boden auf und setzt ihren Weg fort.

Nun steht sie droben vor dem Hof. Resl, die Magd, streut gerade den Hühnern Futter vor und deutet mit dem Daumen über die Achsel zurück nach den Stubenfenstern.

„Drin hockt die Bäuerin."

Monika öffnet die Stubentür und hält beklommen den Atem an, weil eine so stickige und dumpfe Luft im Raum herrscht. Die Base sitzt im Ofenwinkel, eingewickelt von oben bis unten, als herrsche die bitterste Kälte. Sogar über die Finger hat sie noch graue Fäustlinge gestülpt. Auf Monikas Gruß brummt sie nur etwas Unverständliches. Dafür aber mustert sie das Mädchen mit lauerndem Blick.

Monika stellt die Kraxe ab und reißt sofort ein Fenster auf.

„Zulassen!" belfert die Alte schrill. „Meinst, ich mag erfriern da herinnen. Die Resl, das Luder, hat wieder kein Feuer gemacht."

„Es ist ja eine Hitze und eine Luft herinnen zum Ersticken", antwortet Monika, ohne das Fenster zu schließen.

Die Alte streckt das Kinn vor.

„Fenster zu!"

„Geh, Base, sei doch net gar so eigensinnig, ich mein dirs ja nur gut."

„So? Gut?" Ein dünnes, spöttisches Kichern. „Ich kenn mich aus, meine Liebe. Zugluft, wann ich derwisch, gehts dahin mit mir. Und das könnt dir halt passen, net wahr?"

Die Worte dringen nicht zum Herzen des Mädchens. Sie fühlt sich dadurch auch gar nicht gekränkt, obwohl sie nach so langer Zeit von der Base doch ein paar gute Worte erwartet hätte. Sie beginnt die Kraxe zu leeren und legt die Butterballen in eine große Schüssel.

Die Äuglein der Kollerin werden angesichts der gelben Pracht ein wenig freundlicher.

„Wieviel sind das Pfund?" fragt sie.

„Ungefähr vierzig."

„Schau, schau, wie mich da die Resl, das Luder, immer beschummelt hat. Die hat es nie auf dreißig gebracht; aber das zieh ich ihr vom Lohn ab. Trag alles nur gleich in die Küche naus zum Auslassen. Schmalz wird nämlich besser zahlt wie Butter."

Als Monika wieder hereinkommt, fragt sie:

„Friert dich, Basl?"

„Mich frieren? Wo doch die Sonn so schön beim Fenster reinleucht. Da muß ich mich näher hinsetzen." Sie richtet sich mühsam auf und begibt sich, auf einen Stock gestützt, zur Fensterbank vor. „So, das taugt mir", lacht sie und streift die Fäustlinge von ihren Händen. Während sie ihre krummen Finger gegen das Sonnenlicht hält und nachdenklich betrachtet, sagt sie verächtlich:

„Der andere drunt — wirst es schon wissen — hat heut Hochzeit."

Monika vernimmt die Worte wie einen Stoß vor die Brust.

„Heut hab ich es erst erfahren."

„Eine Herrische hat er sich gesucht", kichert die Alte. „Keine war ihm gut genug in der Umgebung."

Doch, einmal war ihm eine gut genug, fährt es Monika in den Sinn, und sie muß sich umwenden, weil sich ihr Blick von Tränen verdunkeln will.

Die Sonnenstrahlen fallen nun breit ins Fenster herein und wirbeln den Staub in allen Ecken auf. Es wimmelt und wogt nur so von Staubfäden. Monikas Reinlichkeitssinn empört sich darüber, und weil die Altmagd gerade am Fenster draußen vorübergeht, sagt sie hart:

„Da, schau einmal, Resl, wie das staubt herinnen. Habt ihr denn überhaupt noch keinen Lumpen in die Hand g'nommen, seit ich auf der Alm bin? Bring mir einmal einen Eimer mit Wasser."

Die Kollerin lächelt pfiffig.

„Ganz recht hast, sags ihr nur. Die tut ja grad mit mir, was sie will. Aber jetzt wart noch ein bissel. Setz dich her zu mir, ich hab nämlich was zu reden mit dir, oder meinst, ich hab dich bloß zum Spaß runterkommen lassen?"

Monika setzt sich neben die Base, aber sie ist gar nicht neugierig, was sie nun hören wird, denn vom Dorf herauf hört man jetzt wieder Marschmusik. Jetzt werden sie zum Wirt ziehen, und das Fest nimmt seinen Anfang. Am liebsten hätte sich Monika in irgend einen fernen Winkel

verkrochen, in dem nichts zu hören und zu sehen ist. So aber kann sie nichts tun, als die Hände fest an die Ohren zu pressen. Und darum kommt es, daß sie auch die Worte der Base nicht versteht.

Die Kollerin sagt:

„Der Höhenberger war kürzlich da mit seinem Buben. Kennst ihn, den Jüngsten vom Höhenberger? Sepp heißt er, ein grobschlachtiges, aber seelengutes Mannsbild. Kriegt auch ein schönes Heiratsgut nauszahlt. Was mich betrifft, mir hat er g'falln, der Bursch. Mit dem Alten bin ich schon einig. Du mußt, wenn du den Kollerhof haben willst, den Höhenberger-Sepp heiraten."

Dieses letzte Wort hat Monika gehört. Aber sie ist weit davon entfernt, zu denken, daß dies auf sie Bezug habe. Sie ist vielmehr der Meinung, daß die Base von der Hochzeit des Haller-Jakob gesprochen hätte. Sie nimmt die Hände von den Ohren und faltet sie müde im Schoß.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Regen folgt Sonnenschein.

Heitere Geschichte von Olly Bocheim.

„Es wäre reizend, wenn du nächsten Sonnabend das Wochenende mit uns auf dem Land verleben wolltest", sagte Dieter Berghoff zu seinem Freunde Edwin, „die Großstadt entfremdet. Man wohnt im gleichen Stadtteil, und sieht sich kaum!"

Edwin sagte freudig zu. Ein netter Gedanke, wieder mal mit Berghoffs zusammen zu sein! Außerdem war Edwin Naturschwärmer.

Er kam pünktlich zur verabredeten Stelle. Berghoffs strahlten. „Eine große Überraschung", sagte Frau Karla, „ich habe gestern meinen Führerschein gemacht!"

„Tüchtig, was?" rief der Gatte. „Als Belohnung fährt sie uns heute nach Blankenberg."

Edwin stieg mit gemischten Gefühlen in die Klappe. Der kleine Sportwagen stotterte und hopste los.

„Karla ist eine mutige Fahrerin", rief Dieter seinem Freunde zu.

Edwin hatte Gelegenheit, sich davon zu überzeugen. Die ehrgeizige Karla wollte zeigen, was sie gelernt hatte. Der Tachometer stieg, als hätte er Fieber. Als sie vor einer Brücke einen Lastwagen von rechts überholte, und der Gigant sich drohend dem kleinen Wagen näherte, stand Edwins Herz still. Er schrie etwas von Einklemmgefahr, aber der Wind riß ihm die Worte vom Mund. Edwin, ausgeliefert und von dem sportliebenden Ehepaar scheinbar vergessen, sandte ein Stoßgebet zum Himmel, der sich drohend bewölkte.

„Hier hat es geregnet", rief Karla, bremste und sah mit erschrockenen Kinderaugen wie der Wagen sich dreimal um sich selbst drehte. Dieter meinte, sie hätte den Wagen vorbildlich abgefangen, aber zu Edwins Erlösung zog er es doch vor, sich selbst ans Steuer zu setzen. Lieblich lag das kleine Wochenendhäuschen in Blumen eingebettet. Karla, voll Besitzerstolz, schloß auf und stieß einen Schrei des Entsetzens aus: „Die Putzfrau ist nicht gekommen!"

„Reg' dich doch nicht auf, Liebste!" beruhigte Dieter. „Wir sind ja zu dritt und helfen alle zusammen!"

„Natürlich", pflichtete Edwin ihm liebenswürdig bei und starrten erblassend auf den Berg von Geschirr, der sich auf dem Abwaschtisch türmte.

Dieter machte Feuer.

„Mich hat das Fahren furchtbar angestrengt", sagte Karla.

„Leg' dich ein wenig hin, Liebling!" rief der Ehemann besorgt. „Das bißchen schaffen wir Männer allein."

„Danke, lieb von euch", klang Karlas Stimme aus dem Zimmer, „aber, Dieter, du mußt gleich ins Dorf fahren, Eier besorgen."

„Oh", sagte Edwin galant, und sah melancholisch auf seine strahlend weiße Hose herab. „Dach mache ich allein."

„Ich bin gleich wieder da", rief Dieter tröstend, „aber willst du nicht die Hose ausziehen?"

„Ich kann doch nicht in Unterhosen . . ."

„Hier ist Karlas Ärmelschürze! Auf Wiedersehen!"

Edwin wusch ab. Auf seinen nackten Knien sammelten sich die Mücken. Er legte einen Schuhplattler ein, als ihn ein helles Gelächter den Teller aus der Hand fallen ließ.

„Hildegard, Sie hier!" rief er und kroch unter der Ärmelschürze förmlich zusammen.

„Wußten Sie nicht, daß Vater das Nachbargrundstück gekauft hat"? sagte die Angeredete, ein Mädchen in mittleren Jahren, und bog sich vor Vergnügen.

Edwin verneinte.

„Kommen Sie, ich werde abtrocknen, und, Karla, du Faultier, kochst uns einen Kaffee!"

Bald saßen sie in dem idyllischen Gärtchen. Edwin sah Hildegard tief in die Augen. Er wollte eben von gemeinsamen Erinnerungen sprechen, als unvermutet ein Platzregen einsetzte.

Alles flüchtete, leider auch Hildegard, nach ihrem väterlichen Grundstück hin. Die Götter schienen neidisch geworden zu sein, daß Edwin seine Jugendliebe wieder entdeckt hatte. Es goß wie aus Kübeln. An diesem Abend ging man früh zu Bett.

Der Regen rauschte seine Melodie. Die Erde duftete. Edwin war beschwipst von Romantik und dem strammen Korn, mit dem Dieter ihm eingeheizt hatte. Er schloß die Augen und dachte an Hildegard und daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein bliebe. Aber seine Träume waren weniger lieblich. Ein Henkersknecht goß siedendes Öl auf seine Stirn. Edwin, erwachend, faßte sich an den Kopf. Kein Zweifel, es regnete durch! Edwin rückte sein Bett ab, und der Regen tropfte nun in regelmäßigen Abständen auf die Diele. „Tropf, tropf, tropf!" Bei jedem Tropfen wurde Edwin munterer. An Einschlafen war nicht mehr zu denken. Er begann zu zählen. Beim 7858. Tropfen schlief er endlich ein. Kurz darauf klopfte es an die Tür. Es war Karla. Sie kam mit dem Vorschlag, auf Pilzsuche zu gehen. Übernächtig starrte Edwin auf die Uhr. Es war halb sechs.

„Müllers gehen schon um 5 Uhr", sagte Karla, „je früher, desto besser." Der Regen hatte aufgehört, aber die Äste schütteten ganze Wasserladungen auf die Pilzsucher aus. Karla hatte eine Vorliebe für Unterholz. Morsche Erlenzweige zerkratzten Edwins Gesicht und rissen ihm die Mütze vom Kopf. Edwin fand sieben Pilze, davon — behauptete Karla — wären vier giftig. Im übrigen sei der Regen noch nicht genügend in den Boden eingedrungen.

„Es kommt noch mehr", sagte Dieter hoffnungsvoll und deutete nach dem blau-schwarzen Himmel.

Seine Verheißung erfüllte sich rasch. Ein wahrer Wolkenbruch setzte ein und machte keine Anstalten, aufzuhören. Man beschloß, in die Stadt zurückzufahren.

Edwin erblaßte bei dem Gedanken an die Klappe, aber Dieter hängte ihm eine Pelerine um, von der Karla behauptete, sie sei aus dem gleichen Stof wie Taucheranzüge gemacht. Er bekäme außerdem noch eine Kiste mit Eingemachtem auf den Schoß, die ja auch den Regen abhielte. Dazu kamen noch etliche Obstkörbe, so daß Edwin eine Stellung einnahm, die an die Verzückung eines Fakirs erinnerte.

Unter dem Verdeck saß das verliebte junge Ehepaar, trocken und vergnügt. Edwin hatte das Gefühl, mit einem Motorboot die Wellen zu schneiden. Er beschloß, das nächste Mal auch einen Taucherhelm mitzubringen, als der Wagen schleuderte und stillstand.

„Wir fahren auf Latschen", rief Karla mit ihrer glockenreinen Stimme, „ein wahres Glück, daß Edwin beim Radwechsel helfen kann."

Edwin schälte sich etwas taumelnd aus den Obstkörben und Kisten, als ein Wagen neben ihm hielt. Hildegard öffnete den Wagenschlag. Mit einem Satz war Edwin aus der Klappe, drückte dem erstaunten Ehepaar herzlich die Hände, und fuhr winkend mit Hildegard davon.

„Eigentlich rücksichtslos von unserm Freund", sagte Karla.

„Ja, Undank ist der Welt Lohn", bestätigte Dieter und setzte den Wagenheber an.

Indessen saßen Hildegard und Edwin in der nächsten Dorfschänke bei einem Grog. Edwin erzählte dem Mädchen, wie trostlos es sei, bei einem glücklichen Ehepaar den Dritten zu spielen, und daß einem dadurch das öde Los des alternden Junggesellen so recht zum Bewußtsein komme.

„Dem wäre nur dadurch abzuhelfen", sagte Hildegard mit einem leisen Lächeln, „daß der alternde Junggeselle sich entschließen würde, zu heiraten."

„Wer sollte so einen Hagestolz wohl nehmen?" meinte Edwin melancholisch.

„Vielleicht ein Mädchen, das selbst nicht mehr die Allerjüngste ist, weil sie so lange auf ihn gewartet hat", sagte Hildegard errötend.

Edwin sah in ihr gutes, stilles Gesicht, das sich ihm lächelnd zuneigte. „Hildegard", sagte er glücklich, „das ist das schönste Wochenende meines Lebens!"

„Tausend und eine Nacht" in Teheran!

Wie die Vermählung des iranischen Kronprinzen mit der Schwester des ägyptischen Königs gefeiert wird.

Die Hochzeit der Schwester des Königs Faruk von Ägypten, Prinzessin Fauziah mit dem Thronfolger von Iran, Mohamed Reza Pahlevi, wird eine Pracht entfalten, wie sie vielleicht nur im Lande der Märchen von „Tausend und einer Nacht" noch möglich ist.

Prinzessin Fauziah ist erst 17 Jahre alt und gilt als sehr schön Sie hat trotz ihrer islamischen Religion, an der das ägyptische Königshaus festhält, eine ganz moderne Erziehung genossen, spielt Tennis, reitet und schwimmt. Trotzdem wird sie sich nach der Eheschließung völlig im Harem abschließen müssen, was im Iran für die Frauen jeder sozialer Schicht auch heute noch gefordert wird.

Die Hochzeit wird in Teheran stattfinden und mit echt orientalischer Pracht gefeiert werden. Die Prinzessin soll ein Brautkleid aus Goldgewebe tragen, das über und über mit Edelsteinen bestickt ist, hauptsächlich mit Rubinen, Brillanten und Perlen. Die Vorderräder des Galawagens für das Brautpaar werden aus massivem Gold bestehen, so daß bei dieser Gelegenheit tatsächlich ein Stück aus „Tausend und einer Nacht" wieder lebendig wird.

Von der Pracht, die einem orientalischen Herrscherpaar zukommt, erhält man als Europäer bereits einen Begriff in Istanbul, in dem ehemaligen Sultanspalast, in dem die persönliche Ausstattung und die Gerätschaften der türkischen Herrscher in einem Museum ausgestellt sind. Es ist für Europäer unvorstellbar, was dort an Gold- und Juwelenreichtum, oft auf einem einzigen Prunkstück, angehäuft ist. Schon allein die riesenhaften historischen Turbane der alten Herrscher, wie riesige weiße Kürbisse mit einem Reiherbusch vorne, haben Agraffen, bei denen mit Soloperlen, Brillanten und Rubinen und reichlichen Perlengehängen nicht gespart wird. Diese Turbane werden zwar mit jedem Jahrhundert kleiner und zierlicher, nicht aber der Juwelenschmuck, In ganzen Reihen stehen diese kostbaren Kopfbedeckungen da.

Eines der Prunkstücke ist ein flacher sofaartiger Thron mit einem umlaufenden Geländer und einem Thronschemel aus purem Gold mit einem Rautenmuster aus Brillanten, Rubinen und Smaragden überzogen. (Man stelle sich etwa die Ausdehnung eines geräumigen Bureautisches vor mit unzähligen kleinen Brillantenquadraten bedeckt bis auf die Beine herab, um einen Begriff von dem angebrachten Juwelenreichtum auch nur auf diesem einen Stück zu erhalten.)

Ein anderer alter Thron mit Baldachin, eine hochkünstlerische Arbeit, ist aus kostbarem Schildpatt und Perlmutter mit Perlen und Türkisen auf schönem Rankenmuster bedeckt, Perlengehänge tropfen vom Baldachin herab, — auch dieses ist sozusagen ein ganzes kleines Häuschen mit dem entsprechenden Schemel als Zubehör. Dazu kommen alle die brillantenbesetzten Ehrensäbel der Herrscher; Scheide und Griff sind mit Juwelen verziert, dazu Ehrenstäbe mit Roßschweif, dem Szepter entsprechend, Dosen, Kästchen usw.

Was in europäischen Kronschätzen eine bewunderte Ausnahme bildet, ist für den Herrscher des Orients in selbstverständlicher Fülle vorhanden, auch in Kairo, der Heimat König Faruks und seiner Schwester. Das Land der Kleopatra wird, wie aus der Schilderung des juwelenbestickten goldenen Brautkleides hervorgeht, an Prunk jedenfalls nicht hinter dem Land der Scheherazade zurückbleiben.



Bunte Chronik



Parkschwäne werden wieder Wildschwäne.

Seit etlicher Zeit häufen sich die Berichte aus den entlegensten Stellen, daß auf irgend einem Gewässer plötzlich Schwäne auftauchen, hier rasten und mitunter auch brüten Dann fliegen sie wieder weiter, tauchen hier und dort auf und überziehen so allmählich das Land. Ja, selbst den Mittellandkanal entlang, auf der Elbe und auf den Stauseen Thüringens sind sie zu finden. Der Naturfreund ist verwundert, er meinte bisher, Schwäne gehören zum Parkgewässer, wo sie als majestätische Ziervögel scheinbar Dauersitzer sind, die dort Generationen hindurch gezogen werden. Woher kommen nun auf einmal die hinzufliegenden Schwäne? Des Rätsels Lösung liegt — so wird der „Rhein. Westf. Zeitg." aus Dessau gemeldet — in einer Anregung unserer Vogelkenner. Die scheinbare Seßhaftigkeit des prächtigen Höckerschwanes hatte ihren Grund in einer kleinen Operation, die man an der Handschwinge des Jungschwans vornahm. Man nahm dem Jungschwan die Flugfähigkeit für sein ganzes Leben, um ihn an das Parkgewässer zu fesseln. Vogelkenner regten an, diese Operation zu unterlassen. Jetzt kann der Schwan sich frei in die Lüfte erheben wie es einst seine Vorfahren taten, über die mitteleuropäischen Gefilde dahinfliegen und sich überall niederlassen. Da der Schwan nicht scheu ist, so braucht keine Parkverwaltung die Befürchtung zu haben, „ihre" Schwäne flögen fort und der Parkteich hätte nun keine Schwäne mehr. Es kommen genug andere, denn der Schwan geht zum Menschen und folgt ihm nach.

Auf der Mittelelbe wanderten Schwäne zu, die Kontrollringe trugen. In Potsdam waren ihnen als Jungschwäne diese Ringe angelegt. Die Eltern dieser Schwäne stammten jedoch nicht aus Potsdam, sondern aus dem Luknainer See in Ostpreußen. Hier waren sie Wildschwäne. Wenn diese Schwäne auch Potsdam verließen, so haben die Potsdamer Parks keine Einbuße, es sind immer neue da. Aber auch andere Gewässer, auf denen man seit Generationen keinen Schwan mehr sah, sind nun wieder mit diesen stolzen Schwänen belebt.

Die weiteren Beobachtungen ergaben, daß z. B. auf der Mittelelbe bei Dessau und auf der Saale schon 40 Rastplätze festgestellt sind von Parkschwänen, die nun wieder Wildschwäne wurden, weil man ihnen die Handschwinge nicht mehr durchschnitt. Jeder neu auftauchende Schwan wird im Reich sofort von Vogelkennern mit einem Ring der Vogelwarte Helgoland versehen, so daß er dadurch in die Kontrolle kommt. Auf diese Weise wird man das Wandern der Schwäne feststellen können. Die Schwäne folgen den Flußläufen und den künstlichen Kanälen. Die Weiterentwicklung wird dahinführen, daß ein Naturbild entsteht, wie es einst unsere Vorfahren sahen: Der Wildschwan hat wieder Heimatrecht auch außerhalb unserer Park. Er wird die Gewässer mitten in der deutschen Landschaft, aber auch in den angrenzenden Bezirken beleben. Niemand braucht besorgt zu sein, daß der Wildschwan sich zu einer Plage auswächst; er lebt von Wasserpflanzen, Schnecken, Wasserkäfern und hilft dabei mit, daß unsere Gewässer nicht verkrauten und verlanden.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg